

„Was ist der Mensch?“
Weihnachten feiern in Zeiten von Ökonomisierung und Hirnforschung

Von Prof. Dr. Michael Bongardt, Berlin

Für Besinnlichkeit ist nicht die Zeit, auch jetzt nicht, in den Weihnachtstagen. Jedenfalls nicht, wenn Besinnlichkeit jene ganz besondere Stimmung meint, in der man, unterstützt von Wein und Kerzenschein, die Aufmerksamkeit reduziert, sich an oft Gehörtem freuen will, Kindheitsgefühle wiederfühlen möchte. Dazu sind die Zeiten zu ernst, dazu steht zu viel auf dem Spiel. Nicht Besinnlichkeit, sondern Besinnung tut not.

Eine solche Behauptung steht in der Gefahr, sich abzunutzen. Denn wer will sagen, ob und warum die Zeiten vor Jahren besser waren, in Zukunft besser sein werden? Dennoch sei sie gewagt. Denn es ist unbestritten, dass heute eine der wichtigsten Fragen, die es überhaupt gibt, radikal neu zur Diskussion steht – die nur auf den ersten Blick banal scheinende Frage:

Was ist der Mensch?

Mindestens zwei Antworten auf diese Frage stürzen heute so heftig auf uns zu, dass wir in der Gefahr stehen, besinnungs- und bewusstlos zu werden.

Die erste Antwort lautet: Der Mensch ist Konsument und Kostenfaktor. Die offensichtliche Überzeugungskraft dieser Antwort kann man seit dem Sommer dieses Jahres besonders gut beobachten: Im so überstürzt begonnenen Wahlkampf, aber auch in der politischen Diskussion seither spielen ökonomische Überlegungen die größte, oft sogar die einzige Rolle. Man hat sich offenbar stillschweigend auf diese Prioritätensetzung geeinigt. Und wer allein aus dieser Perspektive auf den Menschen schaut, sieht in ihm nichts anderes, kann in ihm nichts anderes sehen als jenes Doppelwesen aus Konsument und Kostenfaktor. Auch das Ziel jedes von diesem Bild ausgehenden Handelns ist klar: Es gilt den Konsumenten zu stärken, den Kostenfaktor zu senken. In welche Absurditäten dieses Programm führt, ist täglich in Zeitungen zu lesen – und auch an Universitäten zu beobachten. Zitate sind deshalb überflüssig.

Doch diese Sicht auf den Menschen ist nicht konkurrenzlos. Sie hat einen mächtigen Gegenspieler: die Medizin im Verein mit der Genforschung und Neurophysiologie. Der Mensch, so hören wir von vielen ihrer Vertreter, ist jenes hoch entwickelte Lebewesen, das wir vollständig ver-

stehen können, sobald wir verstehen, was in seinen Genen und in seinem Hirn vorgeht. Dort spielt sich das Entscheidende ab – im undurchschaubaren Wechselspiel von Zufall und Gesetzmäßigkeit. Was dort geschieht, bestimmt allein, was der Mensch ist, denkt und tut. Zwar bringen diese Prozesse schwer zu bezweifelnde Epiphänomene hervor – etwa die Vorstellung des Menschen, er selbst sei es, der denkt, er könne frei entscheiden, was er will und tut. Doch wir werden, so die Auguren dieser Forschung, eines Tages auch noch erklären, ja beobachten können, wie solche Gedanken entstehen – und damit endgültig entlarven, dass sie reine Täuschung sind. Die Faszination der Forschungen, auf die sich solche Thesen stützen, lässt sich nicht leugnen. Sie wird auch im kommenden Jahr nicht abnehmen – eine der am meisten verbreiteten populärwissenschaftlichen Zeitschriften wirbt für den Januar 2006 mit dem Titel: „Warum glaubt der Mensch?“ Die Möglichkeit, dem Hirn bei der Arbeit zuschauen zu können, bannt den Blick. Vermag ihn so zu fesseln, dass er glaubt, er sehe alles, ja mehr noch: er allein sehe alles. Das ist wohl auch der Punkt, in dem sich die beiden aktuellen Antworten auf die Frage nach dem Menschen gleichen – so unterschiedlich sie auch sein mögen: Sie behaupten, der jeweils einzig wahre Blick zu sein; sie beanspruchen, den Menschen ganz zu sehen. Deshalb ist der Streit so erbittert. Deshalb haben auch andere Antworten es so schwer, überhaupt noch gehört zu werden.

Was ist der Mensch?

Die Frage ist nicht neu – immerhin stellt sie bereits der Psalmist (Ps 8,4). Sich mit alten Antworten auf sie zu befassen, ist nicht notwendig anachronistisch. Es mag zunächst immerhin ein Weg sein, den Blick abzulenken von den bannenden Protagonisten des aktuellen Streits. Weihnachten bietet dafür nicht den schlechtesten Anlass. Schließlich feiern Christinnen und Christen an diesem Fest die Menschwerdung Gottes. Doch wenn man sich zu diesem Blick zurück entscheidet, kommt viel darauf an, weit genug zu schauen. Denn das theologische Nachdenken über die Inkarnation war lange vorrangig mit der Frage beschäftigt, wie es zu denken sei, dass der allmächtige und ewige Gott ein begrenzter, endlicher Mensch werden kann. Nicht jeder hatte den Mut Hegels, dieses Geschehen zu begreifen – andere bemühten, nicht selten zu früh, den Begriff des Geheimnisses, sprachen mit Kierkegaard vom Paradox, das die Vernunft zum Ärgernis reizt. Die Autoren der meisten so verschiedenen Schulen beanspruchten allerdings, recht genau zu wissen, wer oder was der Mensch sei, wie es um ihn steht. Einig waren und sind sie sich in der Antwort nicht. Doch ob vom Gott Bild Gottes oder vom

Sünder, ob vom subjektiven Geist oder von der Selbsttranszendenz gesprochen wird: Man weiß um den Menschen. Und vertritt die jeweilige Sicht mit einer Sicherheit, die dem Selbstbewusstsein der heutigen Stichwortgeber selten nachsteht.

Es lohnt, weiter zurückzugehen. In jene Zeiten, in welcher die Gewichte innerhalb des Nachdenkens über die Inkarnation anders verteilt waren; in denen der Frage, was es bedeutet, dass *Gott* Mensch wird, die Frage zur Seite stand, was es bedeutet, dass Gott *Mensch* wird; in denen letztere Frage mitunter gar die gewichtigere war. Zu denken ist an die Jahrhunderte, in denen sich die kirchliche Christologie formte, die Zeit vom 3. bis zum 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bekanntlich hatte die Frage nach dem Menschen ihren Ausgangspunkt im Spannungsfeld jener beiden soteriologischen Grundaussagen, denen die frühe Kirche sich verpflichtet wusste: Erlösen kann die Menschen nur Gott. Und damit die von ihm gewollte Erlösung die Menschen wirklich erreichte, musste Gott Mensch werden. „Was nicht angenommen ist, ist auch nicht erlöst“, denn „gleiches wird nur durch gleiches geheilt“. Wenn der Sohn Gottes nicht „ganz“ Mensch geworden wäre, dann wären die Menschen auch nicht „ganz“ erlöst. Damit stand die Frage unabweisbar im Raum: Was heißt es, „ganz“ Mensch zu werden?

Was ist der Mensch?

Keine der Antworten, die zur Verfügung standen, vermochten dem Glauben an die erlösende Menschwerdung Gottes zum angemessenen Ausdruck zu helfen. So begann jener lange und umwegige Prozess, auf dem Christologie und Anthropologie, auf dem christliche Glaubenserkenntnis und menschliche Selbsterkenntnis einander voranbrachten. Unmöglich – und unpassend – wäre es, ihn hier zu rekonstruieren. Es mag genügen, an die drei entscheidenden Aspekte der damals gefundenen Antwort zu erinnern:

Der Sohn Gottes musste einen echten Leib haben, sonst wäre er kein Mensch – denn der Mensch ist Leib. Zu diesem Leib gehört das so wunderbare und so zerbrechliche Ineinander der Gewebe und Säfte, in denen das Leben steckt. Zu diesem Leib gehören all die Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Genuss, emotionaler Anregung. Zu diesem Leib gehören, um in der Sprache unserer Zeit zu sprechen, jede Nervenzelle unseres Hirns und nicht zuletzt alle Bedürfnisse, deren Befriedigung sich kaufen lässt. Hier ist jede Abwertung fehl am Platz. Wer den Leib, wer die physiologische oder auch die ökonomische Dimension menschlicher

Existenz nicht wahrhaben will oder auch nur für unwichtig hält, lebt nicht mehr lange.

Doch so wichtig diese Dimension des Menschseins ist, so hartnäckig die Leiblichkeit Jesu Christi behauptet wurde gegenüber denen, die den menschlichen Leib eines Gottes nicht für würdig hielten – es wurde auch bald klar: Der Leib allein macht den Menschen nicht aus. Und so wuchs die zweite Antwort hinzu: Der Sohn Gottes muss eine menschliche Seele gehabt haben – sonst wäre er kein Mensch, denn der Mensch ist Seele. Mit diesem so vieldeutigen Begriff versuchte man – tastend, unbeholfen zumeist – zur Sprache zu bringen, dass die Gestalt eines Lebewesens, dass die Form seines Leibes nicht einfach aus der leiblichen Materie entsteht. Als „Seele“ wurde bezeichnet, was das Materielle übersteigt – oder auch: was an das Materielle herangetragen wird, was ihm überhaupt erst seine Form gibt. Die Seele ist merkwürdig mehrdeutig. Ist sie doch auf der einen Seite das, was alle Lebewesen miteinander verbindet – denn alle haben ihre Form durch die Seele. Zugleich aber ist sie das, was jedem Leben seine Einmaligkeit verleiht – denn jede Form gibt es nur ein einziges Mal. Der Mensch hat und ist lebendige Seele – er ist nicht allein erklärbar aus seinem Leib. Er geht über ihn hinaus, empfängt sich von einem Jenseits des Leibes.

Noch später kam die dritte Antwort hinzu: Jesus Christus muss einen eigenen, freien Willen gehabt haben – denn es macht den Menschen aus, einen Willen zu haben, mit dem er entscheiden kann, wer er sein will, wie er sich in dieser Welt, wie er sich zu Gott verhalten will. Wäre es anders gewesen – Jesus Christus wäre nicht ganz Mensch gewesen und der Mensch wäre nicht ganz, wäre nicht mit seinem Willen geheilt worden. Es sollte noch Jahrhunderte dauern, bis man in dieser Begabung mit Willen und Freiheit das entscheidende Charakteristikum des Menschen sah. Auf die fragwürdigen Folgen dieser Zuschreibung darf der Hinweis nicht fehlen: Allzu bald wurde das Freiheitsbewusstsein übermäßig. Es wollte die Grenzen nicht mehr anerkennen, die dem Menschen nun einmal gesetzt sind – durch seinen Leib, durch seine ganz bestimmte, begrenzte Form. Die Leugnung dieser Grenzen führte und führt immer zur Gewalt. Doch dieser Missbrauch entwertet die Freiheit nicht. Denn es ist die Freiheit, in der Menschen miteinander und vor Gott leben können – einander achtend, anerkennend, sich gebend und voneinander empfangend, wessen sie bedürfen.

Leib – Seele – Freiheit. Im langen Ringen um die Bedeutung des Glaubens, dass Gottes Sohn Mensch wurde, wurde klar: Es reicht nicht, den Menschen in nur einer Hinsicht zu betrachten. Wer nur einen Blick auf ihn wirft, sieht nicht genug. Diese Einsicht gilt es festzuhalten, wenn sich die Theologie auf das Kräfte zehrende Gespräch einlassen will und ein-

lassen muss, in dem sie die christliche Tradition in den heutigen Streit um den Menschen einbringt, in ihn zu übersetzen sucht.

Was ist der Mensch? Jetzt kann die Frage auch enger gefasst werden: Was heißt es, Weihnachten zu feiern in Zeiten von Hirnforschung und Ökonomisierung?

Weihnachten ist für die an Christus Glaubenden die Zusage Gottes, dass er mit den Menschen, mit den Menschen in allen Dimensionen ihres Lebens zu tun haben will. Weihnachten ist für die an Christus Glaubenden der Tag, an dem der geboren wurde, der die Menschen aus aller Verengung befreien will, in die sie sich angstvoll verrannt haben. Doch darin erschöpft sich die Bedeutung des Festes nicht. Sie reicht weiter – bis hin zu denen, die den Glauben der Kirche nicht teilen wollen oder nicht teilen können: Trotz aller Brüche, die sie in sich trägt, trotz auch des Unheils, das sie verursacht hat, fordert die christliche Tradition auf, vom Menschen nicht zu eng und nicht zu klein zu denken. Wie wichtig diese Aufforderung gerade heute ist, muss nicht nochmals betont werden. Dass diese Aufforderung bis heute lebendig ist und weitergegeben wird, ist ein Segen, ist ein Grund zu Freude.